

# EINS

## *Im Garten*

Konstanze parkte den dunkelroten Lotus in der Einfahrt und öffnete das kleine Tor in der Hecke, das in den Garten führte. Sie wusste, dass ihre Mutter draußen war. Deswegen entschied sie sich kurzerhand für diesen Weg und lief nicht zum Hauseingang. Nachdem sie das üppige grüne Reich durch seine Weißdornbegrenzung betreten hatte, roch sie deutlich den dicht bei der Hecke stehenden Fliederbusch, der dort – einem Willkommen gleich – seinen schweren Duft verbreitete. Konstanze kam am Seerosenteich vorbei. Ihr Vater hatte ihn einst angelegt, vor etlichen Jahren, als sie alle noch gemeinsam hier gewohnt hatten. Eine Herausforderung war das gewesen, denn das Grundstück befand sich an einem Hang, und es hatte so einiges an Erdreich bewegt werden müssen, damit das Wasser nicht gleich wieder abließ. Jetzt aber lagen die Seerosenblätter ganz plan auf dem dunklen Element. Es gab schon die ersten zaghaft geöffneten Blüten. Die Ahnung eines Lächelns huschte über Konstanzes von einer großen Sonnenbrille fast verdecktes Gesicht. Im nächsten Moment schaute sie kurz auf, in Richtung eines auf dem Dachfirst sitzenden Vogels, der soeben in das Konzert seiner Kameraden einzustimmen beschlossen hatte; ihr Blick streifte dabei ihr Zimmer im Obergeschoss des über sechs Jahrzehnte alten Wohnhauses. Durch die Fenster konnte man nicht hineinschauen – was dahinter lag, schien sich im Dunkel zu verlieren wie das Wasser des Teichs. Die Scheiben

reflektierten zudem das weiße Licht der Sonne, ähnlich wie die Oberfläche des kleinen Gewässers es tat. Von innen, von der anderen Seite der Fenster hingegen hatte man einen sehr (so nannte man es wohl) ansprechenden Ausblick, jedenfalls, sofern man es idyllisch mochte – auf die Seerosen und die große Linde in der hinteren Ecke des Gartens mit den ausladenden, wie zum Gruß erhobenen Armen und der weißgestrichenen Sitzbank, aber auch auf die im Tal liegende Altstadt mit ihren steinernen Patrizier- und den weißschwarzen Fachwerkhäusern und den drei Türmen der beiden mittelalterlichen Kirchen. In einem jener alten Häuser war sie gerade gewesen, in einem dort ansässigen, vor allem bei jungen Leuten beliebten Café nahe dem Marktplatz. In der Ferne leuchteten die bewaldeten Hänge des Mittelgebirges. Ihr dunkles Grün setzte sich wahrnehmbar ab von dem helleren der Wiesen und der Felder, die sich zu Füßen der Wälder erstreckten, und über all dem spannte wie kostbarer blauer Stoff der Himmel eines angenehm sonnigen Frühlingstages.

Konstanze bog um die Ecke des Hauses; sie gelangte zu den Beeten. Der im Vergleich zum Flieder etwas dezentere, aber immer noch intensive Duft der Rosen stieg ihr in die Nase. Direkt neben den Rosen saß ihre Mutter und »wühlte im Dreck«, wie Konstanze es nannte. Eigentlich pflanzte sie Sprösslinge, wie oft in ihrer Freizeit. Konstanzes Verständnis für diese Aktivitäten hielt sich in überschaubaren Grenzen. Die armen Pflanzen, dachte sie manchmal im Scherz – können nicht fliehen und sind meiner Mutter schutzlos ausgeliefert. In Anbetracht der Fürsorge, die ihre Mutter ihnen angedeihen ließ, hätte man zuweilen wirklich meinen können, es seien ihre Kinder. Die Kinder,

die sie vielleicht noch hätte haben wollen außer ihr. Doch war Konstanze Einzelkind geblieben.

Sie begrüßte ihre Mutter mit einem simplen »Hi«. Anschließend nahm sie ihre Sonnenbrille ab und verstaute sie, den Kopf dabei leicht nach vorn beugend, in der ledernen Handtasche. Dann warf sie ihre offenen mahagonifarbenen Haare mit unnötigem Schwung zurück und fuhr mit der Hand hindurch. Sie schaute zu ihrer Mutter hinunter, die ganz erdverschmierte Hände hatte. Ein Fleck aus Erde zierte außerdem ihren linken Nasenflügel; wahrscheinlich hatte sie sich mit der schmutzigen Hand an die Nase gefasst. Zu allem Überflus trug sie ihre Gartenarbeitskluft, und das bedeutete: ein Holzfällerhemd und obendrein ein Kopftuch. Mama sieht aus wie eine Mischung aus Trümmerfrau und Kampfllesbe, dachte Konstanze.

»Hallo, mein Schatz. Wo bist du gewesen?« Frau Bäume r blickte empor und musterte ihre Tochter. Konstanze war wie fast immer elegant gekleidet, sie trug eine weiße Bluse und dazu eine schwarze Hose mit Nadelstreifen, an den Füßen Ballerinas – sie bevorzugte ein vergleichsweise konservatives Erscheinungsbild, wie ihre Mutter des Öfteren schon bemerkt hatte. Nun ja, zum Glück war Konstanze nie eines dieser albernen Girlies mit bauchfreien Shirts und bunten Plastikpiercings gewesen. Weiß, beige, schwarz, höchstens und auch nur ab und an mal violett: Das waren ihre präferierten Farben. Und die Kombination aus weißem Hemd und schwarzer Lederjacke, in der sie abends häufig ausging, stand ihr gut, das musste die Mutter einräumen. Ebenso die gediegenen Strickpullover, die sie sonst über den Hemden trug, wenn es etwas kühler war als heute. Oder ihre nicht minder solide-gepflegten Rollkragenpullis. Ihre Tochter

war hübsch und wusste sich zu schminken; es war erstaunlich, welche Metamorphose Kinder zuweilen durchliefen. Bis zur Pubertät, erinnerte sich Frau Bäumer, war eine solche Entwicklung nicht abzusehen gewesen. Manchmal dachte sie, dass Konstanze es etwas übertrieb: Sie tönnte sich die Haare, obwohl sie von Natur aus mit einem schönen Braun gesegnet waren, und zupfte sich zu ihrer Mutter anfänglichen Verwunderung die Augenbrauen. Man hätte die sanft geschwungenen schwarzen Brauen, die sich durch ihre Farbgebung vom aristokratischen blass-rosa Teint abhoben, nicht eigens betonen müssen – davon abgesehen, dass bereits Konstanzes große dunkle Augen Blickfang genug waren. Aber dieser Hang zur Optimierung entsprach wohl dem Geist der Zeit. Die Mädchen in Konstanzes Alter orientierten sich an dem, was sie im Fernsehen und in den Zeitschriften vorgeführt bekamen, an Reklame vor allem und an Models oder gar – was für ein merkwürdiger Begriff, der an Nietzsche denken ließ – »Super«models. Konstanze hatte einen Teil der Wände in ihrem Zimmer mit Collagen aus Werbefotografien dekoriert, von Herb Ritts und Helmut Newton und Bruce Weber und wie sie alle hießen. Frau Bäumer konnte sich nicht erinnern, dass sie in ihrer Jugend Mannequins oder Modefotografien in den Stand einer allgemeinen oder auch nur ästhetischen Orientierungshilfe erhoben hätte, und reagierte auf diese und andere Marotten ihrer Tochter mit duldsamem Unverständnis. Ähnlich verhielt es sich in Bezug auf ihr Ausgehenverhalten.

»In der Stadt. Was trinken mit den Mädels.« Konstanze beantwortete die Frage ihrer Mutter mit routinemaßiger Selbstverständlichkeit, nicht unhöflich, doch umgekehrt wenig Zweifel

daran lassend, dass sie die Frage für überflüssig hielt. Die Züge ihrer Mutter schienen sich kurzzeitig zu entspannen angesichts der Nachricht, dass es nur die Freundinnen gewesen waren. Eigentlich wollte Konstanze über die hinter dem Beet liegende Terrasse gleich ins Haus gehen. Aber ihre Mutter beabsichtigte nicht, das Gespräch jetzt schon zu beenden. »Was hast du heute noch vor?«, fragte Frau Bäumer, ihrerseits mit einem leicht forschenden Unterton, der ihrer Tochter nicht verborgen blieb.

»Wahrscheinlich wieder was trinken gehen und danach in den Club. Wieso?« Dieses Mal klang Konstanzes Tonfall demonstrativ unbeteiligt.

Frau Bäumer seufzte. »Und wann beabsichtigst du, für deine Prüfung zu lernen?«

Konstanze verdrehte die Augen. »*Mama*, wie oft noch? Die Schule ist so gut wie gelaufen.« Ihre Mutter gefiel sich, dachte Konstanze, heute in der Rolle der Spielverderberin – wahrscheinlich, so mutmaßte die Tochter, weil sie frustriert war, dass der Weg zur Arbeit bald ein sehr viel längerer sein würde. Oder weil Konstanzes Stiefvater wieder einmal geschäftlich auf Reisen und ihre Mutter daher längere Zeit allein war. Oder was immer der Grund sein mochte. Konstanze selbst war schon so gut wie in Sektlaune: Nur noch eine Prüfung stand bevor, und sie war unendlich froh und erleichtert darüber, dass es bald vorbei sein würde mit dem Abiturstress und der Schule insgesamt, und jetzt kam ihre Mutter wieder mit einer Ermahnung daher und musste sie daran erinnern, dass es eben doch nicht ganz vorbei war. Wie sehr hatte Konstanze das als Zeitverschwendung betrachtet just in den letzten Monaten, das Ausharren in den Kurs- und Klassenräumen und selbstverständlich die

Hausaufgaben, die sie ohnehin nie oder höchstens sehr selten gemacht hatte. Es war ihr zuletzt, da sich das Ende der knapp dreizehnjährigen Schullaufbahn mit nach und nach größer werdender Deutlichkeit am Horizont abzeichnete, immer mehr so vorgekommen, als halte sie das ganze unnütze Zeug, von dem sie einen Großteil ihrer Überzeugung gemäß nie wieder benötigen würde, vom »eigentlichen« Leben ab. Was immer »eigentlich« in diesem Zusammenhang bedeuten mochte; die Schule war es gewiss nicht.

Sie wandte sich in Gedanken wieder ihrer Mutter zu, die sich aus der Hocke erhoben hatte und jetzt in all ihrer Hobbygärtnerinnenpracht vor ihr stand. Wie wäre es, wenn *du* mal was Anständiges lernen würdest, dachte Konstanze böse im Stillen – zum Beispiel, wie man sich vernünftig anzieht? Sie wusste um die Ungerechtigkeit dieser Überlegung, schließlich hatte ihre Mutter nicht vor, im gegenwärtigen Outfit zum nächsten Meeting oder auch nur auf die Straße zu gehen. Aber es erschien ihr nicht angemessen, dass *sie* es war, die ihre Mutter regelmäßig in modischen Belangen beraten, ihr erklären musste, was man zu welchem Anlass tragen konnte und was nicht und so weiter. Umgekehrt hätte es mehr Sinn ergeben. Im Übrigen hielten Menschen, die sie nicht kannten, sie selten für Mutter und Tochter. Konstanze setzte eine freundlich-unschuldige Miene auf und drehte, immer noch betont gelassen, an ihren leicht gelockten Haarspitzen herum. »Ich geh dann mal rein, okay?«

Ihre Mutter ließ sich durch Konstanzes freundlichen Gesichtsausdruck allerdings nicht beirren und sagte mit fester Stimme: »Konstanze Rosa Bäumer!«

Wenn ihre Mutter sie bei ihrem vollen Namen – inklusive des

zweiten und Konstanzes Meinung nach ziemlich bescheuerten Vornamens – nannte, *musste* irgendetwas im Busch sein. Dabei war Frau Bäumer nicht einmal allzu streng, und Konstanze war heimlich dankbar dafür. Sie genoss Freiheiten, die in anderen Familien keine Selbstverständlichkeit waren. Wie zum Beispiel die, den roten Lotus nehmen zu dürfen, wann immer es ihr beliebte. Außer natürlich, wenn ihre Mutter ihn selbst brauchte. Nichtsdestotrotz ließ sich die Tatsache nicht leugnen, dass sie unterschiedlichen Generationen angehörten: »Wieso lernst du nicht mal einen *netten* Jungen kennen? Komm nicht zu spät nach Hause. Ein bisschen weniger Haarspray/ Lippenstift/ Lidschatten hätte es auch getan.« Frau Bäumer sagte solche Dinge nicht wirklich vorwurfsvoll. Aber eine merkbliche Tendenz war feststellbar.

Konstanze schaute in Erwartung einer Maßregelung unwillkürlich hinüber zu den im Sonnenlicht funkelnden Rosen. Rosen sind schön, dachte sie, doch sie stechen. Klar, man kannte das, es war so eine Art Stereotyp. Trotzdem sei es diese Eigenschaft, die sie für die Schriftsteller auf ewig interessant mache, hatte der Deutschlehrer gesagt. Es war eines der wenigen Dinge, die ihr aus dem Deutschunterricht in Erinnerung geblieben waren.

»Du hast natürlich recht«, hob ihre Mutter an, fast, als halte sie eine Sonntagsrede, »die Schule ist bald vorbei, und zudem bist du volljährig und deines eigenen Glückes Schmied. Theoretisch könnte ich dich einfach wursteln lassen, wie es dir gefällt, und mich entspannt zurücklehnen. Aber ist man mit neunzehn wirklich ›erwachsen‹ und weiß, in welche Richtung man zu gehen hat? Ein wenig Orientierung schadet nicht, denke ich, und dir im Speziellen nicht, wenn man sich deine Zensuren

anschaut. Hör zu, ich habe mir da etwas überlegt, während ich meine Setzlinge gepflanzt habe: Du wirst ab sofort mehr lernen. Und im Gegenzug fährst du, sobald du die Prüfung *erfolgreich* hinter dir hast, nach Berlin und kümmerst dich um die Handwerker und so weiter. Am besten schaust du dir mal eine der Berliner Unis an und informierst dich über mögliche Studiengänge. Das Büro hat angerufen, sie haben eine Wohnung für mich gefunden. Ich habe sie selbst nur auf Fotos gesehen bisher, aber ich glaube, ich werde sie nehmen.«

»Berlin?« Konstanzes Gesicht sah aus, als hätte man einen Schalter umgelegt, von »gelangweilt« auf »enthusiastisch«. Beinahe hätte sie ihrer Mutter einen Kuss auf die Wange gedrückt, nahm aber nach einem erneuten Blick auf die Erde an ihrer Nase von diesem Vorhaben wieder Abstand. Ganz so selbstlos, wie der Vorschlag klingen mochte, war er überdies nicht; Frau Bäumer war sich dessen bewusster, als Konstanze es in diesem Moment war. Denn in Wahrheit mochte Frau Bäumer Berlin nicht sonderlich, es zog sie nicht viel dorthin. Wäre es nach ihr gegangen, hätte der Regierungssitz gut und gerne in Bonn bleiben können. Aber nein, was fünfzig Jahre gut funktioniert hatte, musste jetzt unter gewaltigem Aufwand zugunsten der alten Preußenmetropole – einer Stadt tief im Osten der Republik, die von vielen, die dort gelebt hatten und sie besser kannten, als barbarisch beschrieben wurde – aufgegeben und irgendwelchen Großmachtphantasien geopfert werden. So jedenfalls erklärte sich Frau Bäumer eine in ihren Augen irrationale, unter praktischen und finanziellen Gesichtspunkten für sie kaum nachvollziehbare Entscheidung, welche die Steuerzahler, davon war sie überzeugt, noch teuer zu stehen kommen würde. Als politische

Beamtin hatte sie allerdings nicht wirklich eine Wahl. Über den Regierungsumzug war demokratisch entschieden worden. So fügte man sich denn in dieses Schicksal und suchte sich eine Bleibe in der Hauptstadt. Wenigstens der Tochter konnte man mit dem neuen Zweitwohnsitz eine Freude bereiten. Die redete nämlich nach einem Wochenendtrip im letzten Sommer so über Berlin, als sei es ihre zweite Heimat; als Lockmittel und Belohnung taugte Berlin daher recht gut.

Wie zuvor zwitscherten die Vögel im Garten und in der Siedlung, während die Blüten weiterhin vor sich hin dufteten. Aber Konstanze erschien es, als erlebe sie dies alles plötzlich um zwei oder drei Nuancen intensiver als vorher.

»Zum Dank könntest du mir jetzt eigentlich beim Einpflanzen helfen. Die halbe Stunde wirst du wohl noch entbehren können.«

Konstanze winkte für gewöhnlich ab, wenn ihre Mutter sie zur Gartenarbeit zu überreden versuchte. Als Kind hatte sie gern im Garten geholfen; doch wenn irgendjemand jetzt erfahren hätte, dass sie ihrer Mutter in puncto Grünzeug zur Hand ging, wäre es ihr durchaus peinlich gewesen. In ihrem Alter (und mit Rücksicht auf ihren Ruf) »schickte« es sich einfach nicht, fand sie. Da sie sich aber erkenntlich zeigen wollte und insgeheim nicht viel gegen die Vorstellung hatte, ein paar Wurzeln in der Erde zu vergraben und festzudrücken, lief sie ins Haus, zog sich um und nahm, sobald sie wieder in den Garten kam, die Schaufel in die Hand.